

FLORIAN BAAB

„Wertorientierung“ statt Kampf der Glaubenswahrheiten

Das optimistische Testament eines überzeugten Atheisten

Der folgende Beitrag widmet sich dem letzten Buch des jüngst verstorbenen Philosophen Ronald Dworkin: *Religion ohne Gott*. Es wird gezeigt, wie sich Dworkin bewusst gegen alle Schemata gängiger Frontstellungen zwischen Gläubigen und Nichtgläubigen, Theologen und Religionskritikern wendet. – Florian Baab (* 1982), Dr. theol., war von 2009 bis 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Philosophie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt und ist seit 2015 Akademischer Rat a. Z. am Seminar für Fundamentaltheologie und Religionsphilosophie der WWU Münster. Publikationen (Auswahl): Was ist Humanismus? Geschichte des Begriffes, Gegenkonzepte, säkulare Humanismen heute (ratio fidei 51), Regensburg 2013; Das Religionsbild zeitgenössischer Religionskritiker: Eine Prüfung auf Konsistenz, in: Christoph Bultmann / Antje Linkenbach-Fuchs, Religionen übersetzen. Klischees und Vorurteile im Religionsdiskurs (Vorlesungen des Interdisziplinären Forums Religion 11), Münster 2015, 187–211; Vater des Substanzdualismus? Eine kontextuelle Analyse von Descartes' Thesen zum Geist-Materie-Verhältnis, in: Philosophisches Jahrbuch 123 (2016), 352–379.

Es geschieht erstaunlich oft, dass bekennende Atheisten der Idee verfallen, gerade die Religion zum Hauptgegenstand eines Buches machen zu müssen. Die vielen Werke, die so im Lauf der letzten Jahre ihren Weg in den Buchhandel gefunden haben, stehen, so lässt sich sagen, im Groben auf zwei unterschiedlichen motivationalen Grundlagen: Entweder dem Wunsch nach polemischer Rechtfertigung der eigenen Wahl oder aber der Sehnsucht nach einer atheistischen *fides qua creditur*. Im ersten Fall werden meist (Populär-)Wissenschaft und religiöses Schrift- und Traditionsgut in eine Frontstellung gebracht, die weder dem einen noch dem anderen gerecht wird und deren Ergebnis doch das offensichtlich tiefe Bedürfnis vieler Zeitgenossen nach Komplexitätsreduktion in kompakter Form bedient (Prototyp dieser inzwischen kaum mehr überschaubaren Literaturgattung: Richard Dawkins, *Der Gotteswahn*). Im zweiten Fall wird in unterschiedlichen Varianten die korrekte, heute aber vielen Menschen offenbar nicht mehr selbstverständliche Erkenntnis beschrieben, dass das Bewusstsein, nicht nur ein selbstkontrollierendes Ego, sondern Teil eines Ganzen und Gegenüber eines Allumfassenden zu sein, auch heilsam und beglückend sein kann (vgl. exemplarisch: André Comte-Sponville, *Woran glaubt ein Atheist?*; Alain de Botton, *Religion für Atheisten*). Mischformen zwischen beiden Genres (exemplarisch: Franz M. Wuketits, *Was Atheisten glauben*; Joachim Kahl, *Weltlicher Humanismus*)

zeichnen sich durch die Schwäche aus, weder Fisch noch Fleisch zu sein, das aber mit allumfassenden Erklärungsansprüchen.

Das letzte Buch des 2013 verstorbenen US-amerikanischen Philosophen Ronald Dworkin, *Religion ohne Gott*, eine Edition der Berner Einstein Lectures von 2011¹, dürfte daher, geht man nach dem Titel, einige Erwartungen enttäuscht haben: Weder ist sein Anspruch der einer naturalistisch begründeten Religionspolemik, noch möchte es aufweisen, wieso richtig verstandene Areligiosität eigentlich die bessere Form der Religiosität ist. Es beginnt stattdessen mit der steilen These, dass noch *vor* jeder Form der theistischen oder atheistischen Weltdeutung eine grundlegendere Haltung steht – die, dass es überhaupt Werte gibt, von denen die eigene Weltdeutung getragen wird. In Dworkins eigenen Worten: „Die Überzeugung, dass Werte auf einen Gott gründen, setzt voraus, [...] sich zuvor auf die unabhängige Wirklichkeit von Werten festgelegt zu haben. Und diese Entscheidung steht auch Nichtgläubigen frei.“ (11)

Es liegt auf der Hand, welcher theologische Standardeinwand bereits hier geltend gemacht werden könnte: Erst die Werte, dann Gott als obersten Wert zu setzen, hieße, dem Projektionsverdacht alle Türen zu öffnen, schon deshalb habe Gott für den Theisten vor allen konkreten Setzungen (und auch vor der aller Werte) zu stehen. – Allerdings empfiehlt es sich, solche reflexartigen Vorbehalte bei der Lektüre hintanzustellen. Dworkin verspricht etwas, das in kaum einem anderen Buch eines Atheisten über Religion als Ziel gesetzt ist, nämlich den Nachweis, „dass die Theisten mit manchen Atheisten in etwas übereinstimmen, das grundlegender ist als alles, was sie trennt, und vielleicht den Ausgangspunkt für eine bessere Verständigung zwischen ihnen bilden könnte.“ (11) Es lohnt sich, diesen Weg während des Lesens auch geistig mitzuvollziehen.

Dworkin operiert mit einem weiten Begriff von Religion; sie ist ihm zufolge identisch mit einer umfassenden „Wertorientierung“, einem Glauben an einen umfassenden Sinn. Hiermit geht eine Ablehnung des Naturalismus einher, den er gleichsetzt mit einer Haltung, „der zufolge nur das real ist, was von den Naturwissenschaften [...] untersucht werden kann“. (21) Laut Dworkin gilt allerdings für den Bereich der fundamentalen Werte ein mindestens ebenso starkes Wahrheitskriterium – das der natürlichen Intuition: „Die religiöse Haltung beharrt auf der vollen Unabhängigkeit der Werte; die Welt der Werte gilt ihr als autark und selbstbeglaubigend“. (24) Zu Unrecht konzentrierten sich sowohl religiöse Fundamentalisten wie auch „neue Atheisten“ in ihren Rechtfertigungsdiskursen auf das, was Dworkin den „wissenschaftlichen Teil“ von Religion nennt, also deren konkrete Inhalte: Gottes Wirken in der Welt, spezifische Gebote, das Leben nach dem

¹ Ronald Dworkin, *Religion ohne Gott*, Berlin 2014. Seitenzahlen im Text verweisen auf diese Ausgabe.

Tod. Gerade diese Aspekte allerdings hält er selbst für allenfalls sekundär. Auf dem Feld der Religion seien es nicht die damit möglicherweise einhergehenden (pseudo-)wissenschaftlichen Explikationen, die zählen, sondern deren grundsätzliche Lebensrelevanz, ihr *Wert*. In diesem Sinne könne der Vertreter einer „Religion ohne Gott“ mit dem Theisten problemlos darin übereinstimmen, „dass es objektiv wichtig ist, wie man sein Leben führt“, und dass die Natur „etwas intrinsisch Wunderbares und Schönes“ sei. (31)

Zur Begründung dieses Konzeptes entwickelt Dworkin ein Modell des „Erhabenen“, das sich dem, der sich auf den Weg der wissenschaftlichen Erkenntnis wahrhaft einlasse, aufgrund der inhärenten Schönheit des Kosmos grundsätzlich nahelege (47ff.); zugleich weist er am Beispiel der Physik nach, dass sie unter „Berufung auf Begriffe“ („Urknall“ usw.) um maximale Absicherung bemüht sei, dies aber vermutlich vergeblich, da die Forderung nach einer „starken Integrität“, also einer wechselseitigen Vereinbarkeit ihrer unterschiedlichen Theoriekonstrukte, als ein Ziel gesehen werden müsse, das wahrscheinlich nie zu erreichen sei (selbiges übrigens gelte, so Dworkin, für weite Teile der traditionellen Theologie). (84f.) Auf Basis seines weiten Religionsbegriffes kommt Dworkin zudem dahin, an Stelle des Rechtes auf Religionsfreiheit das „allgemeinere Recht auf ethische Unabhängigkeit“ zu postulieren. (118) Letztlich, so sein Resümee, entstammten der Glaube an Gott und die Entwicklung verschiedener „tiefgründiger ethischer und moralischer Überzeugungen“ einem „tiefen religiösen Impuls“ und damit der „gleichen Quelle“, sodass im besten Fall beide Seiten erkennen könnten, „dass es sich bei dem, was sie derzeit für eine unüberbrückbare Kluft halten, lediglich um eine esoterische wissenschaftliche Meinungsverschiedenheit ohne moralische oder politische Bedeutung handelt.“ (130f.) Für welches „der beiden Lager“ man sich dabei entscheide, stehe jedem offen: „das mit oder das ohne Gott.“ (140)

Dworkins Modell einer „Religion ohne Gott“ darf nicht als ein in sich stimmiges Gesamtkonzept gelesen werden; als erste Skizze eines Modells atheistischer Religiosität lässt es vieles im Vagen und Unbegründeten. Dennoch ist das, was er damit leistet, in seiner möglichen Tragweite nicht zu unterschätzen: Dworkin geht es, anders als den meisten der eingangs genannten atheistischen Religionsdeuter, um eine zwischen Atheismus und Theismus vermittelnde Sicht der Dinge, die mögliche basale Gemeinsamkeiten beider in den Blick nimmt – die von beiden Seiten geteilten Werte und den Akt der Besinnung auf Erhabenes; zugleich verweist er (zu Recht) auf die im Diskurs der letzten Jahre zu starke Fokussierung auf die Details des jeweils Geglaubten. Es handelt sich daher um ein zwar wenig entwickeltes, dabei aber dennoch zukunftssträchtiges Modell: Ein möglicher Dialog zwischen Theisten, Atheisten und religiös Indifferenten wird sicherlich nicht zuerst auf der Ebene des Streites um Glaubenswahrheiten (Schöpfung oder Evolution? Ewiges Leben oder Tod?) Produktivität entfalten können,

sondern im Zwischenbereich der universalen Werte (Schönheit, Würde, Sinnhaftigkeit des Ganzen der Welt und damit jedes einzelnen Lebens). Der tätige Einsatz der Kirchen im Rahmen der gegenwärtigen „Flüchtlingskrise“ entfaltet, so gesehen, mehr Synergien und Dialogprozesse auf teils ungeahnten Ebenen als alle theologischen Repliken auf den „neuen Atheismus“ während der vergangenen Jahre.

Getrübt wird dieser positive Impuls allerdings durch eine gewollte Zuspitzung, die sich nur bedingt durch mangelnde persönliche Erfahrungswerte entschuldigen lässt: Dworkins Blick auf den christlichen Theismus wirkt in weiten Teilen derart stark karikierend, dass es kaum jemandem schwerfallen dürfte, unter diesen Bedingungen lieber zum Atheisten zu werden. Zwar werde man, wie er betont, bei ihm „keine Argumente gegen die wissenschaftlichen Aussagen der traditionellen abrahamitischen Religionen finden“ (32); zugleich aber wird Gott stilisiert als „bärtige Figur, die [...] das Leben schafft und den Menschen in den Himmel oder die Hölle schickt“ (37), als ein Wesen, dem wir dieselbe „Ehrerbietung oder Hochachtung“ schulden wie „unseren Eltern“, nur eben „prinzipiell uneingeschränkt und unablässig“ (34). Dieser „Sixtinische Gott“ (37) (benannt nach Michelangelos weltbekanntem Fresko in der Sixtinischen Kapelle) steht in gezieltem Kontrast zu den apersonaleren Gottesbildern Einsteins, Spinozas und selbst Paul Tillichs, die allesamt als „religiöse Atheisten“ rubriziert werden (41ff.). Es ist diese Reduktion – Gott entweder à la Michelangelo oder à la Spinoza, entweder in theistischer oder „atheistischer“ Form –, die es Dworkin ermöglicht, bei seinem Konstrukt einer Wahl zwischen Religion „mit“ oder „ohne“ Gott zu bleiben. Weit schlüssiger wäre es gewesen, zur Verhinderung dieses simplen Dualismus auf die gegebene Pluralität möglicher Gottesbilder hinzuweisen, ja, vielleicht auch einen Binnenraum zwischen Theismus und Atheismus offen zu lassen. Die These des Buches wäre dann freilich eine gänzlich andere geworden. Da dem nicht so ist, kann sich der Theist gegenüber Dworkin relativ einfach damit verteidigen, dass der bärtige Geselle auch sein Gott nicht ist.

Als ein wichtiger Impuls aus Dworkins Buch bleibt die für die Theologie und auch für die pastorale Praxis höchst relevante Erkenntnis, dass mit der steigenden Zahl der Menschen, die sich als „religiös“ in einem weiteren, nicht aber mehr als „gläubig“ im christlichen Sinne verstehen, die Option einer werteorientierten Spiritualität ohne dezidiert christliche Inhalte zunehmend an Attraktivität gewinnt – und das betrifft zweifellos auch viele, die formell als Kirchenmitglieder zählen.² Dieser Debatte werden sich auch Theologen in Zukunft weit stärker stellen müssen, als das gegenwärtig der Fall ist. Mit dem gegenüber Autoren wie Dworkin lange eingeübten und

² Für neueste empirische Belege siehe Detlef Pollack / Gergely Rosta, Religion in der Moderne. Ein internationaler Vergleich, Frankfurt/M. 2015.

als Mantra theologischer Selbstvergewisserung altbekannten Argumentationsmuster, das, was dort als „Werte“ oder „Sinn“ bezeichnet werde, sei ja letztlich doch nur eine Chiffre für Gott, wird man jedenfalls die Lebenswelt der allermeisten Zeitgenossen kaum mehr erreichen.